

Beilage IX : Eröffnungswort zur 65. ordentlichen Versammlung der Schulsynode

Autor(en): **Fritschi, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bericht über die Verhandlungen der Zürcherischen Schulsynode**

Band (Jahr): **65 (1898)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-743997>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eröffnungswort

zur

65. ordentlichen Versammlung der Schulsynode

von

Fr. Fritschi.

Morgen sind es hundert Jahre, seitdem in die Annalen unserer vaterländischen Geschichte die Worte eingetragen worden sind: Der gesetzgebende Körper erklärt feierlich, dass sich die französische Armee und der Bürgergeneral Schauenburg um die helvetische Republik verdient gemacht haben. Ein Volk in Not und Elend, rauchende Trümer und darüber die Wimpel der Freiheitsbäume bezeichneten die Wege des Frankenheeres . . . Aber wie in den Stunden der heftigsten Gewitter die Sonne im hellsten Glanze erstrahlt, so entstiegen den Tagen, in denen sich Jahrhunderte lang gepflegte Selbstsucht an unserm Vaterland am bittersten rächte, Ideale, zu denen der Schweizer immer und immer wieder hoffend aufschaut, bis sie verwirklicht sind: In den Männern, die den Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft gesehen, loderte der Nationalitätsgedanke zur heiligen Flamme auf und „für die grosse Tragödie, dass noch viele Menschen unwissend leben und sterben müssen“ hatte die Helvetik die lebhafteste Empfindung. Die Männer der Helvetik waren sich bewusst, dass das Wohl eines Staates zunächst von dem sittlichen Bildungsstand seiner Bürger abhängt, und für die Pflicht eines neuen Staates, sich in der heranwachsenden Generation eine feste Stütze zu gründen, hatten sie ein besseres Verständnis als die Schöpfer der

Verfassung von 1848, ja der von 1874 (Hilty). Am nächsten 18. November ver Hundertjährt sich der Tag, an dem den helvetischen Räten jene denkwürdige Botschaft zugeing, in der *Ph. A. Stapfer*, der Minister des Unterrichts und der schönen Künste, seine Pläne für die Volksbildung in Helvetien: obligatorische Bürgerschule, Schaffung von kantonalen Erziehungsräten, Organisation von Gymnasien und als Krone des ganzen ein Zentralinstitut (schweiz. Hochschule) für Wissenschaft und Künste entwickelte. Es geschah dies in herrlichen Worten.

„Kein Staat“, sagt Stapfer, „ist durch seine innere Einrichtung lauter aufgefordert, die Ausbreitung nützlicher Kenntnisse unter all seinen Bürgern und die Veredlung des Nationalcharakters zum Hauptzweck der Bemühungen seiner Beamten zu machen, als derjenige, dessen Verfassung allen Bürgern gleiche Rechte zusichert und den Zugang zu allen Stellen ohne Ausnahme öffnet“.

„Da, wo die Volksgunst jeden ohne Ausnahme zu den ersten Stellen des Staates erheben und ihm einen Einfluss verschaffen kann, der in den Händen der Unwissenheit oder des Eigennutzes zum Verderben des gemeinen Wesens wird, *da* die Belehrung und Ausbildung des Volkes nicht zum Hauptgeschäft machen, heisst in der Tat das Heil des Vaterlandes auf die unverantwortlichste Weise aufs Spiel setzen.“

Grosses erwartet Stapfer von einer Nationalschule.

„Dieses Institut“, sagt er, „wird der Brennpunkt der intellektuellen Kräfte unserer Nation, der Verschmelzungspunkt ihrer immerfort noch bestehenden einzelnen Völkerschaften und der Stappelort der Kultur der drei gebildeten Völker sein, deren Mittelpunkt Helvetien ausmacht. — Allein ein weit dringenderes Bedürfnis noch als die Errichtung einer polytechnischen oder enzyklopädischen Schule, ist die Verbesserung des ersten Unterrichts der jungen Bürger auf dem Lande. Der rettende Arm des Vaterlandes muss sich zuerst nach diesen lallenden und hilflosen Zöglingen der Natur ausstrecken: die Sorge für sie ist die Schuld, die es zuerst abtragen soll“ . . .

Sind auch Stapfers Ideen zumeist blosser Pläne geblieben, sein Verdienst ist es immerhin, das beste gewollt zu haben, und in den Tagen, da die Jahrhundertfeier so viele Gemüter bewegt hat, steht es einer Versammlung wie der unsrigen wohl an, dieses Mannes in Dankbarkeit zu gedenken und seinen Manen den Tribut der stillen Huldigung zu bringen. Wir Lehrer haben dazu noch einen besondern Grund:

Als sich Pestalozzis edler Seele das Wort entrang: „Ich will Schulmeister werden!“ und er sich gelobte, den hilflosen Waisen in Stans ein Vater zu werden, fand er bei Stapfer weitherziges Verständnis und Entgegenkommen. — Die Namen Stans, Burgdorf, Yverdon sind in hellen Lettern in die Geschichte der Pädagogik eingeschrieben. Für Pestalozzi bezeichnen sie Orte grösster Befriedigung und höchsten Schmerzes. Allzulange hat der äussere Gang seines Erziehungswerkes das Urteil über den grossen Menschenfreund beeinflusst. Wenn heute Pestalozzis Bild, wie es sich in seinen Werken und Briefen enthüllt, klar und gross vor uns steht, so danken wir das insbesondere einem Manne, der ein halbes Jahrhundert lang nicht müde wurde, Pestalozzi und der Macht seiner Ideen nachzugehen: ich meine Herrn *Dr. Heinrich Morf*, a. Waisenvater in Winterthur, der vor wenig Tagen seinen 80. Geburtstag feiern konnte, und ich möchte wünschen, dass die Synode heute nicht auseinandergehe, ohne dem verdienten Schulmann und Pestalozziforscher ein Wort des Dankes und des Grusses zu übermitteln.

Verehrte Synodalen! Die Zeit des Krieges und des napoleonschen Machtwortes war nicht dazu angetan, die Ideale eines Stapfer und Pestalozzi zu verwirklichen. — In den Stürmen der Revolution entvölkerten sich selbst die städtischen Schulen. Die Bildungsbestrebungen der Mediationsjahre wendeten sich zumeist den Mittelschulen und Stadtschulen zu. Wohl weckten die Gründung der schweizerischen Erziehungsgesellschaft, die Pestalozzi in Lenzburg 1808 zum erstenmal eröffnete, die Gründung der schweizer. geschichtsforschenden Gesellschaft (1811) und der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher (1815), sowie die Arbeiten vieler Gelehrten neues geistiges Leben*). Aber die Anfänge, die im Aargau, im

*) Näheres siehe: *Dr. J. J. Hottinger*, Das Wiedererwachen der wissenschaftlichen Bestrebungen in der Schweiz während der Mediations- und Restaurations-Periode. Zürich, 1858. Zürcher & Furrer.

Kanton Zürich (durch Rusterholz in Unterstrass) und anderwärts während der Mediation für eine bessere Volksbildung gemacht worden waren, gerieten ins Stocken. Der Geist, der 1812 in Bern den Beschluss zeitigte, dass die höhern Schulen nur für solche bestimmt seien, „die nach Stand und Vermögen ihrer Eltern zu einer gebildeten Erziehung bestimmt und berechtigt seien“, triumphirte.

Es fielen jene Novembernebel von 1814, die erst andert-halb Jahrzehnte später weichen sollten. Die Auslieferung der Rechtspflege an die Verwaltung und die Zensur kennzeichnen den Charakter der Restauration, der weder den Geist eines Wassenberg oder Girard vertrug, noch einen Pestalozzi erkannte. Bis in die Dreissiger Jahre blieb das Lateinische die Unterrichtssprache der höhern Mittelschulen.

„Während die Schulen des benachbarten Deutschlands in Unterricht und Methodik eine gänzliche Reform erlitten, während jüngere und ältere Pädagogen aus diesem Staat nach Yverdon wanderten, um dort die Entdeckungen in der Pädagogik für ihr Vaterland zu benützen, blieb in der Schweiz selbst der urväterliche Hausrat in der Schule unverändert, gleich den Versteinerungen vergangener Zeit.“ (Snell.) „Es bedurfte nicht weniger“, wie Monnard sagte, „als einer Revolution, um die Reform des öffentlichen Unterrichts zu bewirken.“ Sie alle kennen die Folgen der Juli-revolution und die Bewegung, die in unserm Kanton mit dem *Tag von Uster* anhub:

Die geistige Abgeschlossenheit der Gelehrten hatte ein Ende; die höhere Bildung ward nicht mehr länger ein Vorrecht der städtischen Jugend, die Förderung der Volksbildung ward als eine der vornehmsten Aufgaben des Staates anerkannt.

Mit einer Energie, Einsicht und Weitsichtigkeit, der wir heute noch Bewunderung und Dank zollen, traten die Männer der Dreissiger Jahre an die Reform des Schulwesens heran,

der allerdings im Kanton Zürich, das darf nicht verschwiegen werden, durch die Arbeiten der Gelehrten der Stadt (Prof. J. J. Schulthess, J. J. Hottinger, Dr. Nüscherer, Paul Usteri, Prof. Orelli u. a. m.) bedeutend vorgearbeitet worden war.

Es ist bezeichnend, dass die zwei Männer, die neben *Thomas Scherr* am meisten für die Umgestaltung des zürcherischen Schulwesens getan, Bürgermeister Melchior Hirzel und der gelehrte J. Kaspar Orelli, dessen 50. Todestag sich am nächsten 6. Januar wiederholt, in Yverdon für den edelsten Lebenszweck, für die sittliche und geistige Kräftigung des nachwachsenden Geschlechtes begeisterten. Es hat etwas Erhebendes, die Geschichte der zürcherischen Schulreform zu lesen. Wir staunen über die Last der Arbeit, die ihre Träger bewältigten: 16 Gesetze und 38 Verordnungen wurden in wenigen Jahren erlassen. Wohl blieb der Rückschlag nicht aus; aber das Gebäude war zu fest gefügt, um in seinen Grundmauern zu wanken. Das Werk, das die Schul- und Staatsmänner der Dreissiger Jahre geschaffen, steht in seiner Hauptsache noch unverändert da.

Die damalige Entwicklung des Schulwesens gab dem Kanton Zürich eine Stellung und einen Ruhm, an dem wir vielleicht allzulange gezehrt haben, ohne ihn zu mehren. Wenn wir die Schwierigkeiten sehen, die sich noch jetzt einer irgendwie wesentlichen Änderung, wie z. B. der Erweiterung der Schulzeit, entgegenstellen, so mehrt sich unsere Hochachtung vor den Schöpfern der zürcherischen Schulorganisation.

Was die Grösse der Schulreform der Dreissiger Jahre ausmacht, liegt darin, dass sie das gesamte Bildungswesen umfasste. Während die aristokratischen Regierungen das Volksleben von dem veredelnden Einfluss der Wissenschaften bewahrten und das Volk ängstlich vor jeder Berührung mit der Welt der Ideen zu behüten suchten, so schuf die demokratische Bewegung eine Volksschule, aus der ein kenntnisreicherer, aufgeklärterer, im Urteilen und Handeln selbst-

ständiges Geschlecht erstehen sollte, und sie krönte ihre Schöpfung mit einer Werkstätte der Wissenschaft, der Hochschule, die mit ihren Strahlen die Volksseele erwärmen und alle Gebiete des Volkslebens befruchten sollte.

Indem der Gesetzgeber die Träger des Lehramtes aller Stufen zu einer Schulsynode vereinigte, gab er unsern Schuleinrichtungen auch den äussern Stempel der Einheit, der Gemeinsamkeit der Aufgaben und Pflichten, an der wir, jeder an seinem Ort, festhalten sollen und festhalten wollen, indem wir uns des Wortes von Dr. Ludwig Snell erinnern: „Das Resultat der vereinten Kraft und Tätigkeit der Volksschule und der Pfleger der höhern Wissenschaft auf das Volk ist eine innerlich aufgehende und fortschreitende, alle Klassen ergreifende und verschmelzende Entwicklung, welche nicht bloss in technischer Gewerbsvervollkommnung, nicht in mechanisch erlernten Begriffen und Kenntnissen, sondern in einer geistig organischen, von innerem Leben beseelten und darum wahrhaften Kultur des gesamten Volkes besteht.“ Wenn heute die Synode sich mit der *Hochschule* befasst, so behandelt sie damit nicht eine Frage, die nur einzelne oder nur eine Schulstufe betrifft, sondern eine Frage, welche die gesamte Volksbildung, und das in sehr hoher Masse, berührt; sie ist sich dabei bewusst (wie Dr. Snell im Jahre 1840 schrieb), dass, wenn das Feld der geistigen Kultur seine Höhen und Spitzen hat, die nur für die gelehrte Welt da sind, es notwendig auch sein Gebiet haben muss, das in das Leben des Volkes bildend herabreicht.
